

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 1.

Samstag, 2. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kamilla Merun verbarg ihrer Kusine nicht, daß sie ungehalten war.

„Theres, ich hab' dir schon ein paarmal gesagt, wir sind hier in Deutschland!“

Die lachte hell auf.

„Es gefällt mir sehr gut in deiner neuen Heimat! ... Ja, die Leute hier, sie sind arg schwerfällig, aber du, ich glaub', die ernstere Lebensauffassung hat auch seine Vorteile! ... Geh, sei lieb und mach' kein so böses Gesicht, es war doch sehr schön heut' abend! Überhaupt der ganze Tag! ... Und morgen nachmittag fahren wir nach Wilhelmshöhe! Ich freu' mich schrecklich!“

Ganz zerschlagen fühlte sich Kamilla Merun. Mochten die Dinge ihren Lauf nehmen. Was ging es sie an, wie die Theres ihr künftiges Leben einrichtete. Sie hatte mit ihren eigenen Angelegenheiten genug zu tun!

Egbert Niedenstein sah mit gefurchter Stirn auf die leeren Weinflaschen. So ging es nicht weiter! Auf dem besten Wege war er, sich dem stillen Suff zu ergeben. Ein Mann, ein Kerl, packte frisch und fröhlich, und wenn es sein mußte, fress das Leben an und schüttelte es ab. Den Mutigen hilft Gott! Die Hände in den Hosentaschen, ging er in seinem „Saale“ hin und her. Zum Donnerwetter, Willenskraft hatte er im Leibe, und den Dingen drüben den richtigen Dreh zu geben, konnte doch kein Kunststück sein! Dort gab es einen Jagdpächter, hoffentlich war er noch nicht wieder nach Berlin gefahren, — und eine junge Österreicherin, eine Verwandte oder Freundin Kamilla Meruns.

Mischte man die Karten ein wenig vorsichtig, konnte man doch allerlei Trümpfe in die Hand bekommen! ... Und dann gab's noch einen anderen Weg. Man fuhr vor! Man redete deutsch! Und mit dem Teufel mußte es doch zugehen, die Braut von einst sank nicht wieder an seine Brust! Aber das tat er nicht! Dazu hatte er sich viel zu arg in seinen Zorn verbissen. Quälten wollte er sie! Sie sollte demütig ihm mindestens auf dreiviertel Wege entgegen kommen, damit ihr ein für allemal klar wurde, daß er aus hartem Holze war ... Stehen blieb er. Starrte auf den Teppich. Waren das nicht bereits die ersten Anstalten zum Rückzug, die er da in Erwägung zog? Ihm verbarg unter tönenden Worten? ... Verrückt war es doch, er sah hier wie ein Loggenburger. Spähte nach der Geliebten aus und unternahm nichts, obgleich sie kaum eine halbe Meile von ihm hauste ...

Am Abend fuhr er vor dem Dorfmithaus vor, fragte nach Herrn Helmboldt. Kein Gast war da. Man hatte mit der Ernte zu tun, die Menschen waren rechtschaffen müde und mußten jetzt bei Tagesgrauen wieder an die Arbeit.

Der Wirt war ein rotseliger Mann. Zu rotselig für einen Postagenten. Wenn er sich von der angenehmen Seite zeigte, war mit häufigerem Besuch zu rechnen. Der Herr Rittmeister pflegte keine kleinen Zechen zu machen, wo er einfiel, fast immer trank er Wein. Das hatte sich bereits herumgesprochen.

Der Wirt rieb sich vergnügt die Hände. Mühte sich, ein verschmicktes Gesicht zu zeigen.

„Herr Helmboldt? Der ist wieder mal oben im Schlosse! Wie fast jeden Abend! ... Am Nachmittage fahren die Herrschaften in seinem Kraftwagen spazieren, als Gegenleistung wird er eingeladen. Früher war das nicht der Fall!“

„So? Da bahnt sich wohl gar etwas an mit der Gesellschaft der Frau Gräfin?“

„Keine Gesellschaft! Eine nahe Verwandte! Eine Baronesse Höltsin aus Graz!“ ... Ein Lachen. „Ob sich da was anspinnt, ich kann's nicht wissen, aber Herr Helmboldt kommt von Schlosse immer wieder in recht fröhlicher Stimmung heim! Da macht man sich natürlich keinen Reim, Herr Rittmeister. Ob der stimmt, wird sich ja bald herausstellen! ... Eigentlich darf ich ja nichts sagen, aber aus Berlin kommen jetzt fast täglich Telegramme, die, man versteht doch zwischen den Zeilen zu lesen, zur Rückkehr auffordern. Vorläufig trifft Herr Helmboldt aber keinerlei Anstalten!“

„Holen Sie bitte Ihre beste Flasche aus dem Keller. Ich möchte hier warten! Habe mit Herrn Helmboldt über Jagdfolge einiges zu ordnen. Er hat mir geschrieben. Mündlich läßt sich dergleichen am besten regeln. Wenn möglich ist er morgen schon wieder über alle Berge!“

„Das glaub' ich zwar nicht“, sagte der Wirt und Postagent mit einem höhnischen Unterton. „Einen ganz ausgezeichneten Mosel, Caseler, sprichig, Herr Helmboldt trinkt ihn gern, hab' ich im Keller!“

„Dann her damit! Und für meinen Kutscher einen Schnaps und ein großes Glas Bier!“

Eine Zigarre brannte sich Niedenstein an. Sehte sich in die Sofaede. War der Fabrikbesitzer ein schwerreicher Knabe? Wollte ihn die Kamilla einfangen für die Kusine? Hoffentlich kam er bald.

Der Wirt brachte den Mosel. Er war trinkbar. Der Mann schwakte weiter.

„Kein wilder Jäger, der Herr Helmboldt! Und ein sehr angenehmer Gast! Die Frau Gräfin kann froh sein, einen so guten Jagdpächter gefunden zu haben! Sie werden bei ihm sicher nicht auf Schwierigkeiten stoßen! Wirklich ein sehr entgegenkommender Herr! Seine Korbmöbelfabrik scheint sehr gut zu gehen!“

Niedenstein griff nach der Zeitung, die auf dem Tisch lag. Vorläufig wußte er genug. Der Wirt merkte, daß er hier seine Weisheit nicht weiter anbringen konnte. Da ihn Neugier ganz arg plagte, ging er hinaus zum Kutscher, um den ein wenig auszufragen. Aber bei dem hatte er gar kein Glück. ... Halb elf war es. Meistens kam Herr Helmboldt um diese Zeit vom Schlosse zurück. Manchmal wurde es freilich auch Mitternacht. Nach zehn Minuten hörte er Schritte auf der Landstraße. Er ging dem Jagdpächter entgegen.

„Im Gastzimmer sitzt der Herr Rittmeister Niedenstein und wartet auf Sie!“

Luz Helmboldt war in hochgemuter Stimmung. Die Baronesse tat sich keinen Zwang an. Sie begrüßte ihn mit strahlenden Augen, der Gräfin spielte dann ein

Lächeln um den Mund, das nicht mißzuverstehen war. Heute hatte er sich mit Theres Hölzlin sogar regelrecht geneckt! Und wie gern sie sich betteln ließ, bevor sie sich an den Flügel setzte! Fäden spannen sich an, wurden stärker. Mochte die Mutter telegraphieren und schreiben. Der Betrieb ging auch ohne ihn. Er roch den Braten. Mit Ella Pertunius sollte er zusammengetan werden. Nun, an der charmanten Baroness Hölzlin würde nichts auszusehen sein. Verwöhnt war sie nicht. Musik liebte die Mutter auch und die Theres, so nannte er sie bereits im stillen — war ja geradezu eine Virtuosa auf dem Flügel. . . . Und dann: er kam durch diese Heirat in Kreise hinein, mit denen in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, er vor zwei Wochen noch nicht für möglich gehalten hatte. Der Gedanke war ihm ja gar nicht gekommen. Den weiteren Verlauf der Dinge wollte er beschleunigen. Sein Lebensweg schien sich auf recht bequemer Bahn dahinzuziehen. Daß der Rittmeister Niedenstein ihn zu sprechen wünsche, war wohl mehr als ein glücklicher Zufall — ein Wink des Schicksals! Da war irgend etwas gewesen zwischen ihm und der Gräfin Merun. Wahrscheinlich wollte Niedenstein, auf einigen Umwegen, ihn zum Vermittler haben! Natürlich stellte er sich zur Verfügung. Mit aller, gebotenen Vorsicht! Die Gräfin war ihm dann verpflichtet — und würde ihm helfen, etwaige Widerstände rasch zu überwinden. Daß es mit der Verschwiegenheit des Wirtes nicht weit her war, wußte er. Er sagte deshalb zu ihm:

„Es wird manches unter vier Augen zu besprechen sein. Man redet über Förster, Wildddiebe und anderes! Bitte, lassen Sie uns allein! Aber halten Sie ein paar Flaschen Mosel bereit. Wie ich höre, liebt der Herr Rittmeister den Schlaf vor Mitternacht nicht!“

Der Wirt nahm die Worte keineswegs übel. Er bekam schon heraus, was er wissen wollte. In einem Dorfe, zehn Kilometer entfernt, mitten im Gebirge, war jedermann ein Wildddieb. Aber bis zum gräßlichen oder Meggelbronner Walde kamen sie selten, das war zu weit. Und über den Förster war nicht zu klagen. Andere Gründe lagen da vor — da wurde er erst recht neugierig. . . . Die Herren schüttelten sich die Hände.

„Ich bin wegen Ihres Briefes gekommen, Herr Helmboldt! Vielen Dank! Die Antwort habe ich Ihnen gleich mitgebracht. Bitte, hier! Ich möchte hören, ob Sie gegen die Fassung einen Einwand zu erheben haben!“

Luz Helmboldt las ihn.

„Durchaus nicht! Den Dank habe ich abzustatten! Bitte, trinken Sie eine Flasche Wein mit mir! Das Abkommen muß doch begossen werden! . . . Herr Wirt. . . .“ Nebeneinander saßen die Herren auf dem Sofa. Plauderten von den jagdlichen Verhältnissen hier Rauchten, tranken. Dabei zuckte Luz Helmboldt immer wieder der Gedanke durch den Kopf: bring' ich nun das Gespräch auf die Gräfin oder wart ich, bis er davon zu reden beginnt? . . . Aber das geschah nicht. Der Rittmeister sprach von der Landwirtschaft, daß er noch blutwenig von ihr verstehe. . . .

„Da wundert es mich, daß Sie Meggelbronn gekauft haben!“

„Ich hatte es satt in den Tropen! Daß ich's offen gesteh, Heimweh plagte mich! Und dann: ich bin schnell von Entschlüssen und beharre auf ihnen! Denken Sie aber nicht, daß mir der Kauf leid tut. . . . Er wird mir nie leid tun“, setzte er heftig hinzu.

Da hörte Luz Helmboldt auf.

„Wißt auch nicht warum! Wenn Sie sich in Meggelbronn eingelebt haben, werden Sie mit der Nachbarschaft Verkehr anknüpfen. In der Gegend ist doch sehr viel Grundbesitz. Mancher ehemalige Offizier bewirtschaftet seiner Väter Land!“

Egbert Niedenstein brannte sich gelassen eine neue Zigarre an.

„Weiß ich noch nicht! Den Gedanken hab' ich überhaupt noch nicht erwogen! Ich war nie ein Gesellschaftshuber!“

„Bin ich auch nicht! Man hat seinen Betrieb. An Ärger fehlt es in diesen Zeitleuchten nie! Hat man sein gemütliches Heim, fühlt man sich auch in seinen vier Pfählen ganz wohl! In Berlin stürzt man sich mal in

den Kummel! Muß man ja, wenn Geschäftsfreunde kommen. Aber dann hab' ich immer bis zum nächsten Anlaß genug!“ „Kann ich mir vorstellen!“

Egbert Niedenstein glaubte selbst nicht, was er sagte. Für ihn war die Großstadt nichts. Da kam er ins Toben. Aber warum fing Herr Helmboldt nicht an vom Schloß und seinen Bewohnern zu reden? Waren die Dinge zwischen ihm und der Baroness schon so weit gediehen, daß man ihm allerlei erzählt hatte?

Eine Pause entstand, die Helmboldt benutzte, um eine neue Flasche Wein zu bestellen. Er war aufgestanden und ins Nebenzimmer gegangen, dem Dienstraum der Postagentur, in dem der Wirt in einem alten Lehnstuhl saß und tat, als ob er schlief.

Setzte sich dann wieder neben Niedenstein, der mit dem Stengel seines Weinglases spielte.

Und nun gab Luz Helmboldt doch Laut. Er lachte. „Oben auf dem Schlosse haben Sie einen Marco-brunner! Und alten, gezeigten Burgunder, Gottesgaben, sag' ich Ihnen!“

Egbert Niedenstein zog ein wenig die Augenbrauen hoch.

„Ich hörte schon vom Wirt, Sie sind abends oft im Schloß!“

„Neuerdings! Da ist jetzt eine Baroness Hölzlin da, eine Ausine der Frau Gräfin, die langweilt sich beträchtlich! Um dem abzuweichen, hab' ich meinen Kraftwagen zur Verfügung gestellt. Zum Lohne werde ich dafür abends zu einer guten Flasche eingeladen! Riesig gemüthlich ist's immer, die Baroness ist sehr musikalisch!“

Niedenstein nickte nur. Wenn das Herz voll ist, dem fließt der Mund über. Er hatte sich nicht getäuscht, denn Luz Helmboldt fuhr fort:

„Anlage zur Schwermut scheint mir in der Frau Gräfin zu stecken, die Baroness versteht sie famos zu nehmen, da hilft man auch gern mit kleinen Gefälligkeiten nach!“

Sat schon einen kleinen Zungenschlag, stellte Egbert Niedenstein fest.

„Der Mosel ist wirklich trinkbar! Aber nun komm' ich mit dem Bestellen an die Reihe, Herr Helmboldt!“

Sehr lebhaft protestierte der.

„Hier wohn' ich! Sie hatten die Liebenswürdigkeit, mich aufzusuchen! Ich hab' Zeit! Denn ich gehe erst wieder in den Wald, nachdem ich die Post erledigt habe — und die kommt erst um elf!“

„Sie, ich bin ein scharfer Jecher!“

Luz Helmboldt hielt sich für sehr klug. Den Rittmeister ließ er jetzt nicht aus den Fingern. Er wollte mit ihm in näheren Verkehr kommen. Am Mittelsmann zu sein. Um der Theres Hölzlin zu gefallen. Womöglich mit ihr ein Geheimnis zu haben. Vertraulichkeit brachte dann hoffentlich den weiteren Gang der Ereignisse in schnelleren Fluß. Das mußte schon sein, weil er demnächst unbedingt nach Berlin mußte — wenigstens auf einige Zeit.

„Ich steh' auch meinen Mann!“

Niedenstein lachte.

„Dann her mit den Flaschen!“

(Fortf. folgt.)

Vögel im Schnee.

Sie huschen über totes Schneefeld,
Im Späthängstliche Augen rund geweitet,
Ob hinter Farnen, die der Dunst umfleeidet,
Nicht klasten irgendwo des Winters Wände.

Das Zwitschern ihres Vogels überlärm
Unwischen Sturms Gejoh in dürrn Zweigen,
Indes sie eifrig wippend, pickend neigen
Die kleinen Köpfe, wie vom Frost verhärt.

Nur färglich bietet sich des Hungers Speise
Am leeren Tisch der winterroden Flur;
Und sehnend folgt das Vogelherz der Spur
Der Brüder, die gen Süden trug die Reife.

Von Not und Tod umdunkelt sind die Wogen
Schneetiefers Einsamkeit, und wenn im Wehn
Die weißen Floden wirbelnd niedergehn
Am Fenster, ist's als ob mit scheuem Flehn
Die Vogelschnäbel an die Scheiben pochen.

Heinrich Heis.

Die Silhouette.

Von Julius Kreis.

Wenn der Herr Alois Brömmeil mit den Seinen — etwa am Samstagabend ausgeht, dann führt er seine Sippe nicht in die gemütliche Gaststube, wo er ansonst seine Abende verbringt. Das ist ein Wirtshaus alten Zuschnitts mit niederem Plafond und verträucherten Tapeten und ein grügelichurter Wirt läßt da den vorzugsweise männlichen Gästen Abung und Ansprache zukommen.

In dieses Wirtshaus wollen Brömmeils Damen nicht mitgehen. Es ist ihnen, — rund heraus gesagt — zu g'scheert. Brömmeil und die Seinen — Frau und Tochter — gehen an solchen Abenden nicht in ein Wirtshaus, sondern in ein Lokal. Damit a' Ruah is'. Brömmeil hat gegen Lokale eine Abneigung. Aber er ist ein Familienvater und Kavalier genug, um einmal in der Woche am Samstagabend, drei Stunden lang Rücksicht auf seine Damen zu nehmen.

Im Lokal trinkt Vater Brömmeil das Belle, das ihm nicht besonders schmeckt, und hat auch am Nierenbraten, den er mißtrauisch mit dem Messerrücken, belopft, allerhand auszuspeien.

Und für die Damen g'woa Schoppen Pfälzer! Am Samstagabend sind Brömmeils Damen auch für Brömmeil Damen. Er setzt das Wort in seine Rede, daß es darin steht wie ein falscher Brillant in einer echten Fufseisenkrawatten-Nadel.

Von Tisch zu Tisch geht der Silhouettenschneider und weist seine Werke vor. Einen ganzen Fächer schwarzer Profile auf weißem Grund. Auch an Brömmeils Tisch läßt er seine Schattenrisse spielen und sagt: . . . vielleicht der Herr, Porträt gefällig . . . oder die Fräulein Tochter . . . sofort . . . lebenswahr, meine Herrschaften . . . garantiert ähnlich . . .

Die Fräulein Tochter! Damit hat er bei Mama Brömmeil die starre Desinteressiertheit in ein verlegenes Rächeln gelöst.

Dies ermutigt den Schwarzkünstler zu neuen Worten. Er lobt das markante Profil von Vater Brömmeil. Der ist aus hartem Holz geschnitten, aber immerhin: der wortlosen Ablehnung macht eine Entgegnung Platz: . . . ham selber g'woa Buidl dahoaam 'rumsteh' . . . da wern 's'oa Glüd ham!

Der Künstler sieht hoffnungsvoller in die Zukunft. Er wendet sich an Mama Brömmeil und sagt nochmal, wie schade es ist, wenn so ein markantes Profil von dem Herrn nicht im Bild festgehalten wird . . . Ein selten guter Kopf! — Da kommt es den beiden Damen Brömmeil auch zu Bewußtsein, was für einen selten guten Kopf ihr Bappi hat und sie sind über diese läche Erkenntnis beglückt. Die Tochter die beim Vater viel durchseht, sagt: Geh Bappi, laß di' halt macha'!

Und auch Mama Brömmeil meint: Is' doch a' nette Erinnerung! Was is' denn? Drei Bild a' Marll?

Der Vater Brömmeil sagt, sein Kopf fründe der Familie jederzeit zum Anschauen zur Verfügung, ohne Gebühr und Abgabe. Dieser sein Bild ist bei allen am Tisch herzliches Gelächter ans und damit ist das Eis um Brömmeils markantes Herz und Profil geschmolzen.

Er geniert sich freilich sehr, jetzt sozusagen „auf dem Brett“ sitzen zu müssen. Aber auch das schluckt er noch. Mit dem Bartbüschel glättet der Bappi seine Manneszier, die Mami rückt ihm, über den Tisch weg, die Krawatte zurecht, die Tochter sieht mit glänzenden Augen auf die Vorbereitungen. Brömmeils Haupt wird vom Schattenrisser mit zwei delikaten, sanften Fingern ins Profil gerückt, zum Licht gehoben, dann sieht es so fest, ehern und unbeweglich wie beim „Stillgestanden!“ auf dem Kalernhof.

Der Künstler steht, ein gesammelter und gespannter Linienjäger, vor seinem Modell sprungbereit, und die kleine Schere windet sich blitzschnell durch den schwarzen Bogen.

Die Augen der Damen wandern unablässig von Bappi zum Schattenrisser, vom Schattenrisser zum Bappi, und die ganze Familie verbraucht ein Minimum von Atmung.

Die Asche von Bappis Zigarre will fallen. Mit unendlicher Obhut schiebt die Mami einen Teller darunter.

Brömmeils Antlitz ist in die Ferne gerichtet, ziellos, aber unverrückbar, steinern wie ein Bild ohne Gnade. Als er schluden will, bewerkstelligt er dies mit aller Vorsicht. Wie ein heimlicher Sünder bewegt sich der Adamsapfel am Hals. Sozusagen auf Zehenspitzen. Man ist ganz dem Wert hingegeben. Brömmeil denkt, wenn ihn nur keiner von seinen Spezln in dieser Situation erblickt.

Er kommt sich wie ein Seiltänzer vor. — Fertig! — Drei Köpfe neigten sich über den schwarzen Riß. Mami hält das Märchen verkehrt und kennt sich nicht recht aus. Der Künstler berichtigt, Pause. Das Neuartige des Schattenbilds verblüfft die Familie zunächst. Schältern und vorsichtig schielen die Damen auf Bappis Profil und vergleichen. Da geht ihnen die Erkenntnis auf. Ja wirklich! Täuschend! Ja, das ist er! — Im letzten Winkel des Herzens sind sie doch nicht ganz zufrieden. Aber schließlich: „Das Schwarze“ macht's halt aus!

Vater Brömmeil zündet — wieder dem Leben geschenkt — eine Virginia an und sagt: J' lonn's ja net beurteil'n. Werd icho' so sei! Sätt' ma' gar net denkt, daß i' an solch'n Zim'l'n hab!

Den hast! sagt bestimmt die Mami, aber sie findet die Stile zu niedrig. Und die Tochter hätte gern den Bart weniger buschig. Der Künstler lacht sein Marll und empfiehlt sich mit vollendeter Höflichkeit. Er weiß, daß man sich mit zahlenden Modellen, nie in Ähnlichkeitsdebatten einlassen darf, insbesondere, wenn das Honorar schon entrichtet ist.

Die Familie Brömmeil betrachtet lange noch die Bilder. Jedes Mitglied hat eine Karte in der Hand und hält sie bald nah, bald weit weg.

Die Kellnerin bestätigt freundlich und antwortend die Identität von Modell und Bild, und sagt zum Lob des Schatten-schneiders: . . . Neull' hat er an Hindenburg und an Schiller und an Zeppelin dabei g'habt. — Täuschend!

Am ersten trennt sich Vater Brömmeil von seinem Konterfei. Er steckt es in die Brieftasche und sagt: No ja, um a' Marll . . . J' kunn' so was net und wenn i' mi' derschickat'n! — Des san halt Talente. Der hat's und der ander net . . .

Mutter und Tochter greifen im Lauf des Abends immer wieder nach den Karten und vergleichen. Bis Brömmeil grantig wird, weil er keine Ansprache mehr hat. Jetzt beat's amal den damisch'n Kopf weg, sag' i' und schau't's mi' net alleweil so o, wia wann i' ausfäsig war . . .

Da verschwinden die Karten und Mami überprüft den Bappi nur mehr ganz heimlich. Sie ist heute sehr stolz auf ihn.

Ein markantes Profil, hat der Herr gesagt. Sie kennt es jetzt 30 Jahre. — Sie kann es beschäftigen . . .

Nasen-Erinnerungen.

Von Julius Kreis.

Fünf Sinne hat der Mensch. Das ist eine Schulweisheit. Manche Physiologen behaupten, diese fünf Sinne seien nur mehr ein schäbiger Restbestand von ehemals 70—80 Sinnen, die im Laufe der Jahrtausende stumpf geworden, verkümmert sind. Wie dem auch sei, wir sind heute mit unseren fünf Sinnen, wenn sie leidlich brauchbar sind, wohl zufrieden. Sind sie in Ordnung, so sagt der Münchner von so einem Individuum — in einer merkwürdigen Verschiebung der Zahlbegriffe: er hat seine sieb'n Zwetschen beinahe.

Von diesen fünf Sinnen wird verhältnismäßig am tiefmütterlichsten die Nase gewertet. Neben den aristokratischen Sinnen Gesicht und Gehör, die wir vorzugsweise für alle noblen Empfindungen und Eindrücke geeignet halten (siehe die Exrifer) ist die Nase sozusagen der Plebejer unter den Sinnen.

Ist das Auge schlechter geworden, gleich kommt ihm eine Brille zu Hilfe, auch für das Ohr ist noch ein Hörrohr parat. Die Nase muß sich unter allen Umständen selber zurecht finden. Vielleicht war das — biologisch betrachtet — unser Glück, sonst trügen wir (weh dir, daß du ein Entel bist!) neben den Augensäusen vielleicht schon Nasentrichter.

Item: Die Nase ist auf sich selbst gestellt. Mag sie in der Wertung weniger sein, auch sie hat am Erlebnis und Schicksal des Menschen, an dem Bau seiner Welt, an seinen Eindrücken und Erinnerungen ihren Anteil, und nicht den geringsten. Geruchserinnerungen sind unverlierbar. Wie manchmal ein Stück Melodie, ein kleiner Vers, eine Liedstrophe, längst verschwollen, plötzlich aus dem Unterbewußtsein heraus, ganz klar eine weit zurückliegende Stimmung, eine Situation, ein Erlebnis, ein Gefühl wieder wachruft, so wecken Geruchserinnerungen bei den meisten Menschen erst recht Empfindungen, Gesichte, Bilder auf.

Man geht irgendwo die Straße entlang: plötzlich, ohne daß wir der Ursache noch recht bewußt sind, steht ein Bild aus Kindertagen vor uns, wird eine Spanne lang die Kindheit selbst ganz lebendig in uns wach. Da ist die Tür einer kleinen Kramerei aufgegangen und die kalte Luft hat an unsere Nase den Duft des Labls getragen, den Duft, den unsere Erinnerung bewahrt hat aus der Zeit, da wir mit unserem Biennig oder Zweirung im Kramerladen standen. Da wars um uns, diese Mischung aus Kaffee, Petroleum und Seife, aus Obst, Zunderwert und Dauermwürsten, Zwiebeln, Zimt und Pfeffer, Tabak, aus einem halben Hundert verschiedener Würzen und Gewürze, aus alter Olfarbe und Watina. Wir sehen vor uns die Batterie Gläser mit den farbigen Guteln und Minzenkugeln, die Schachteln mit den Gummischlangen und Quittenfröschchen, den Hafen mit farbigen Schuflern, die rostige Stimme der Kramerin klingt im Ohr — Bilder und Gesichte aus verklungenen Tagen werden wach. Eins knüpft sich ans andere. Ein Pustzug aus einem Rädchen heraus war genug, um drei Jahrzehnte wegzublasen.

Die Adventszeit trägt ihren Geruch, ihren Duft in jedem alten Bürgerhaus und weckt Erinnerungen. Das Holz der Krippe, der Laß der Krippenmandeln, ein Hauch von Wachholder und Tannenteis, der im Holz verblichen ist, „schmeckt“ nach Dezember. Dazu kommt die warme, herbe

Süße von würzigem Badwert, von Holzfeuer, von Äpfeln auf Simsen und Schränken. Der Nikolaus, das Christkind, sie gehen unsichtbar durch Flur und Stuben.

Die tabak-, grog- und laffeduftige Junggesellenstube, immer ein bißchen von kaltem Rauch, von dem leisen, aber warmen Nief der Schlamperei erfüllt, weßt im bewährtesten Chemann ein fernes, dämmerndes Erinnern an seine Zeit als möblierter Herr.

Im Dämmern der Morgenstunde, durch die Frühnebel weht aus dem Auskloßgeschäft der Rauch von Schmalzudeln und Kaffee an, vermischt mit dezemberlicher Frische. Der Schulweg ist da. Wir gehen mit dem Ränzeln einen schweren Gang. Ein neuer, strenger Lehrer ist seit gestern da, die „Rechnung“ hat man nicht herausgebracht, mit dem Gedächtnis lernst auch so so lala. . . Damals hat uns der Schulweg auch an so einem Auskloßladen vorbeigeführt durch Nebel und Dezemberfrische.

Herrlich ist der Bahngeruch. Das ist jedesmal: Abbrechen der Zelte. Ferien. Reise. Ferne. Blaue, neue Welt. In der Vorstadt hängt über dem Garten eine Wolke von Dung. Das Land grüht, der Boden, die Felder und Wiesen von Großvater, von den Vettern, als man so glücklich war, als Stadtbub richtige Köffer, Öfen und Kühe führen zu dürfen, in aller Herrgottsfrühe den Klee einfahren half, das erwachende Dorf dampfte von Stall und Herdrauch und Futtersegen.

Wie riechen die Jahreszeiten! Den Frühling besingen und bebildern die Dichter und Maler von Anbeginn der Welt. Natürlich: Aug' und Ohr, die Kavaliere sind gerade gut genug dafür. Aber wie wundervoll riecht ein Frühtag Ende Februar, Anfang März! Da ist noch Schnee in der Luft, und in unheimlichen Säulen und Brausen schwingt der Geruch von Fels und Gletscher mit, und die Sonne riecht und das Saften in Busch und Baum und die Erde, die wieder geschmeidig und gefügig wird.

Nicht umsonst sagt der Altbayer für „riechen“: schmecken. Zwei Sinne in einem. Und jeder weiß wie klar und stark die fernste, die vergessenste Liebe eines Menschen durch einen Hauch, der ihr eigen war, im Erinnern bewahrt ist.

Raubritter des Dollars in U. S. A.

Von Hermann Hesse (New York).

Ein sensationeller Bankswindel wurde kürzlich in Amerika verübt. Der Direktor einer Bank in Colorado, die zahlungsunfähig war, brachte es fertig, New Yorker Banken um eine halbe Million Dollars zu beschwindeln, indem er diese Summe seiner kankerröten Bank mittels gefälschter Telegramme, angeblich von anderen Banken, überweisen ließ. Allerdings gab er edle Beweggründe an: er wollte auf diese Weise die ihm anvertrauten Spargelder kleiner Leute auf Kosten New Yorker Großbanken retten, da diese den Verlust eher tragen könnten.

Dieser Fall reiht sich einer Anzahl anderer sein ausgeklügelter Bankswindelereien an, die die Phantasie eines gewiegten Kriminalromanschreibers in den Schatten stellen.

Der Beamte einer großen New Yorker Bank, der die ausländischen Geldsorten handelte, hatte im Büro eines Geldwechslers einen Freund. Wenige Minuten vor Schluß der Bank rief der ungetreue Beamte seinen Freund auf und kaufte entweder Francs oder Pfund Sterling. Wenn der Beamte ausländisches Geld kaufte, brauchte er nur einen Schein auszufüllen, auf dem der Betrag vermerkt war, der Name des Wechslers und die bezahlte Rate. Anstatt nun den Schein in den Geschäftsgang zu geben, legte der Beamte ihn bis zum nächsten Morgen in eine Schublade. Sobald die Geschäftsstunden begannen, rief er seinen Freund beim Geldwechsler abermals auf, um sich zu erkundigen, zu welchem Preise das gekaufte Geld jetzt gehandelt wurde. War der Kurs höher, als er gekauft hatte, so erklärte er den Auftrag als für seine eigene Rechnung und gab Order, das Geld zu verkaufen. War der Preis der gleiche oder gar gefallen, so hatte er für die Bank gekauft, und er gab den Schein in den Geschäftsgang. Erklärte er den Kauf für persönliche Rechnung, so vernichtete er natürlich den Schein, und es existierte kein Beleg für die Transaktion. Auf diese Weise heimste der Beamte eine Viertel Million Dollars ein, bevor er gefaßt wurde. Doch die Entlassung war alles, was ihm geschah, denn er hatte nichts begangen, wofür man ihn hätte belangen können.

In einem anderen Falle ging ein Kassierer mit einer Million Dollars in Sicherheiten durch. Eine Revision des Geldschanks ergab den Fehlbetrag, und in aller Eile wurden die Direktoren zusammengerufen. Es handelt sich um keine Großbank, und eine Million Verlust bedeutete den Ruin. Man ließ den Kassierer kommen, der noch immer an seinem Pult stand und keinen Fluchtversuch unternommen hatte, obgleich er wußte, daß die Revision im Gange war.

In aller Seelenruhe trat er ins Direktionsbüro und ließ die bekräftigten Herren nicht einmal zu Worte kommen, sondern brachte den Stein selbst ins Rollen. „Ich weiß, was Sie von mir wollen“, erklärte er. „Der Einlageabteilung fehlen für eine Million Sicherheiten. Ich habe die Million, und zwar an einer Stelle, wo Sie sie nie finden. So ist die Sachlage. Sie stehen vor der Tatsache, daß die Bank infolge des Verlustes einer Million schließen muß. Mir stehen einige Jahre Gefängnis in Aussicht. Ich bin bereit, ins Zuchthaus zu gehen, denn wenn ich herauskomme, habe ich noch immer die Million. Schließen Sie die Bank, so verliert jeder von Ihnen seinen guten Ruf, und außerdem müssen Sie mit Ihrem eigenen Gelde den Schaden beden. Ich bin keineswegs erpicht darauf, ins Gefängnis zu gehen, obgleich ich dazu bereit bin. Ich schlage Ihnen nun einen Handel vor. Eine halbe Million wird es Ihnen ermöglichen, die Bank weiter zu führen. Mit der Zeit können Sie die halbe Million Verlust aus den Überschüssen decken. Ich bin mit einer halben Million zufrieden. Geben Sie mir die Garantie, daß Sie mich nicht verfolgen werden, und ich gebe Ihnen eine halbe Million zurück, und zwar irgendwo jenseits der Landesgrenzen. Gehen Sie auf meinen Vorschlag nicht ein, so nimmt die Sache ihren Lauf, und Sie alle stehen vor dem Ruin. Können Sie sich für meinen Vorschlag erwärmen?“

Was blieb den Herrschaften anderes zu tun übrig? Die Direktoren sagten ja, retteten die Bank und sich selbst, und der Gauner lebt wahrscheinlich noch heute von seiner halben Million.

In diesen Fällen waren die Schwindler Bankbeamte. Ein berühmter Schwindler wurde von einem Nichtfachmann ins Werk gesetzt. Es war kurz nach dem Kriege, als alles teuer war und ein allgemeines Durcheinander herrschte. Ein Grieche, der einige Jahre in New York gelebt hatte, ging zurück in seine Heimat. Er reiste als wohlhabender Kaufmann. In Griechenland besuchte er eine Anzahl Kaffee-Importeure und erzählte ihnen, daß er Verträge auf große Mengen Kaffee zu ungefähr dem halben Marktpreise abgeschlossen habe. Natürlich waren die griechischen Kaufleute sehr interessiert. Sie machten größere Abschlässe, und um dem Verkäufer Sicherheit zu geben, besorgten sie sich Kreditbriefe, zahlbar in New Yorker Banken gegen Vorzeigung der Verladepapiere. Der Grieche kehrte nach New York zurück und kaufte einige Sad Kaffee zum Marktpreise. Das war sein ganzer Lagervorrat.

Nun verschickte er zwei oder drei Sad an seine Käufer in Griechenland und erhielt die Frachtbriefe, die er auf zwei- oder dreitausend Sad umschickte, indem er einfach Nullen anhängte und das Gewicht umänderte.

Mit diesen verbesserten Dokumenten begab er sich zur Versicherungsgesellschaft und versicherte das erhöhte Quantum. Mit diesen Verbandspapieren ging er auf die Bank und hob das Geld auf den Kreditbrief ab. Die Richtigkeit der ganzen Sache stand nicht in Frage, bis der Kaffee in Griechenland anlangte, und das dauerte bei einem langsamen Frachtdampfer wenigstens zwei Wochen. In dieser Zeit hatte der Grieche einige hunderttausend Dollars eintassiert, und war erneut nach Griechenland abgereist.

Die Banken schickten ihm einen Detektiv nach. Dieser spürte den Griechen auf und freundete sich mit ihm an. Er ging mit ihm aus, und sie vergnügten sich gemeinsam. Und nach und nach bekam er die Geschichte heraus. Der Grieche empfand das Bedürfnis, es jemand zu erzählen. Der Detektiv bewunderte seine Schlauberei, da er das Ding in einer Weise gedreht, daß ihm das Gesetz nichts anhaben konnte. Schließlich überredete er ihn zu einer abermaligen Reise nach Amerika. Natürlich wurde er bei der Landung in New York sofort verhaftet.

Scherz und Spott

Freundliche Einladung.

Richter: „Aus welchem Grunde haben Sie denn die goldene Uhr in dem Geschäft genommen?“

Angeklagter: „Ganz einfach, da stand ein Schild: Verschäumen Sie nicht die günstige Gelegenheit! Und das habe ich dann auch nicht gemacht.“ (Rebelspalter.)

Weisheit.

„Aber Frau Köhler, warum sind Sie eigentlich dagegen, daß Ihre Tochter mit mir einen Motorradausflug macht? Trauen Sie mir etwa nicht?“

„Doch, Herr Paul, ich traue Ihnen vollkommen!“

„Oder trauen Sie Ihrer Tochter nicht?“

„Aber natürlich traue ich dem Mädchen!“

„Na sehen Sie! Warum dann der Widerstand?“

„Weil ich Euch beiden zusammen nicht traue.“ (Rebelspalter.)